

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Zur psychologischen Aetiologie des Krieges
Autor: Oczeret, Herbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PSYCHOLOGISCHEN AETIOLOGIE DES KRIEGES

Die affektlose Betrachtung ist ein ebenso spätes wie verdienstvolles Erzeugnis hoher Kultur, das erst der Ausbildung eines Hemmungsmechanismus, der Bändigung der praktischen Natur des Menschen durch die theoretische entspringt.
VIERKANDT.

I.

Die apokalyptische Stimmung jener denkwürdigen Augusttage des Jahres eintausendneunhundertundvierzehn ist langsam verklungen, und aus der Götterdämmerung, die damals über Werte, Gesetze, Rechte und Ideale hereinbrach, sucht der Menschegeist mühsam die Trümmer hervor, um ein neues brauchbares Weltbild zu schaffen und das Gleichmaß der Seele wiederzufinden. Wie kam jenes alles über uns? fragt er; wie ward es möglich? Und er fragt mit jenem eindringlichen Misstrauen des enttäuschten Gläubigen; fragt über Weißbücher, Blaubücher, Rot-, Gelb-, Grün- und Orangebücher hinweg, über Aufklärungen, Ansprachen, Dementis, Proteste hindurch; fragt als Einer, der einmal wissend geworden, nun weiß, dass das alles Worte sind, Worte, die mehr verbergen als enthüllen; Worte, von Menschen geprägt und verwendet, die an sichtbarer Stelle stehend, reden, erklären, begründen, beteuern *müssen*, obwohl sie im Grunde, von den innersten, den treibenden Motiven nicht mehr wissen als ein Mensch, der im hypnotischen Schlaf einen Befehl erhalten hat und ihn ausführen muss, *coûte que coûte*.

Freilich, der den Befehl gab, muss ein übermächtiger allgewaltiger Dämon gewesen sein, gegen dessen herrischen Willen es kein Auflehnen gab. Und das war es auch, was jener Zeit die besondere ebenso bedrückende wie erhebende Stimmung verlieh, jene Weltuntergangs-Weltwerdungsstimmung, die uns alle ergriff.

Wir alle empfanden es damals: etwas Elementares bricht über uns herein; etwas Unausweichliches, dessen Erlebenswucht sich keiner entziehen kann, gegen das anzukämpfen so eitel wäre wie den Ozean in Fesseln legen; etwas, dem gegenüber der Einzelne

keine Rolle mehr spielt. Das Individuum mit seinen Grenzen und Massen ist erloschen, nur noch Summationen von Einzelwesen existieren und treten in Aktion.

Dabei zeigte es sich bald, dass diese fast in einem Moment zusammengeschweißte *Summe der Einzelnen* etwas *toto coelo* verschiedenes war von den *Einzelwesen*, die vorher existierten und für die grob sinnliche Wahrnehmung immer noch handelnd dastanden. Keine dieser Figuren erklärte sich verantwortlich, keiner *wollte* das, was im Kommen war; gekrönte und ungekrönte Staatslenker beteuerten ihre Friedfertigkeit und wiesen warnend, beschwörend auf das langsam Heraufziehende hin. Keiner hatte den Weltkrieg gewollt — und doch kam er.

Es wäre unbillig und gleichzeitig zu billig, einen beliebigen Staatsmann oder Fürsten herauszugreifen und gerade ihn für den Schuldigen erklären, es kommt auch zu leicht auf das dialektische und wenig geistvolle kindliche Spiel der Retourkutsche hinaus.

Wir können es den Staatslenkern ruhig glauben, dass sie als Individuen den Krieg nicht gewollt und sich alle — dieser mehr, jener weniger — gegen ihn gesträubt (niemand wusste besser als sie, wie entsetzlich das, was kommen sollte, sich darstellen würde), aber eben: sie waren nicht mehr Individuen, nicht mehr verantwortliche Einzelpersönlichkeiten, sondern nur noch Teile jenes großen längst in Bereitschaft liegenden Gebildes, das einmal zusammengeschlossen und handlungsbereit nicht mehr nach den uns bekannten Gesetzen und Normen reagierte und wirkte.

Überraschend, verblüffend erlebten wir das zu Anfang des Krieges, wie Menschen und Einrichtungen sich uniformierten und nivellierten. Mit einem Schlag sank das Niveau fast sämtlicher Zeitungen und Zeitschriften in den beteiligten (und unbeteiligten?) Ländern. Die Differenzierung nach politischen Zielen und Programmen, nach individuellen, in jahrelangem Ringen eroberten Standpunkten, die Abstufung nach fein und unfein, grob und anständig war aufgehoben, bestehen blieb nur noch *ein* Unterscheidungsmerkmal: die Richtung der Gefühle zu dieser oder jener der beiden Staatengruppen. Ein Drittes gab es nicht. Und wie mit den Blättern ging es mit den Einzelmenschen: Männer, deren Denken und Fühlen man in Jahren und Jahrzehnten glaubte kennen gelernt zu haben, deren Besonnenheit und Mäßigung einem als

Vorbilder höchster Kultur und aktiv erworbener Persönlichkeits-eigenart vorgeschwebt, gaben gewissermaßen über Nacht alles sie von andern Unterscheidende auf und sanken unter in den Strom gleichmäßig-gemeinsamen Denkens und Fühlens.

Wie war das möglich?

Überhaupt: Wie kommt es, dass eine Gemeinschaft von Menschen ethisch und intellektuell minderwertig ist gegenüber dem ethischen und intellektuellen Durchschnitt des Einzelnen in dieser Gemeinschaft? Warum sind fünf einzeln anständige Männer, wenn sie zusammensitzen, so schnell geneigt ins Zoten zu verfallen? Warum produzieren sechs gescheute Gelehrte, von einzeln bedeutendem Wissen, in einer Kommission zuweilen so törichtes Zeug? Warum ist der Staat, den wir als Hort des Rechtes und Hüter der Moral auffassen, unter Umständen so skrupellos in der Wahl seiner Mittel, so gewissenlos? („L'Etat c'est l'homme, moins la conscience“ sagt Vinet.) Andererseits: warum bringt eine Gemeinschaft von Menschen, richtig organisiert, Leistungen an Ausdauer, Mut und Opferfähigkeit fertig, die weit über das Vermögen des Einzelnen und seine durchschnittliche Tüchtigkeit gehen? — — —

Die psychologische Möglichkeit des Phänomens liegt darin, dass der Mensch neben der Fähigkeit Individuum zu sein und im langsamen geschichtlichen Aufstieg seine Persönlichkeit immer einzigartiger und subtiler herauszudifferenzieren, gleichzeitig Kollektivwesen ist. Neben seinem Individual-Ich trägt er das Art-Ich mit seinen Kräften und Fähigkeiten in sich.

* * *

Zwischen diesen beiden Strebungen — zum Individuellen und zum Kollektiven — liegt die Bahn der menschlichen Geistesentwicklung. Im Anfang der Kultur überwog der Zustand kollektiven Fühlens bei weitem. Der Einzelne galt nur als Glied einer Gemeinschaft (seines Stammes, Geschlechts etc.) etwas. Um einen Erschlagenen zu rächen, war es nicht nötig, *den* Mörder zu bestrafen, sondern es konnte ein beliebiger Mann des Stammes, dem der Mörder angehörte, herausgegriffen werden. Die Beziehungen der Menschen zu einander hatten etwas gänzlich Unpersönliches, Sachlich-kollektives und waren sozusagen vererbbar. Langsam nur hob sich der Mensch als Einzelperscheinung aus dem Bereich

gemeinsamen Fühlens und Denkens heraus und ward Persönlichkeit. Der Prozess war ein mühsamer und schmerzreicher. Die Luft, in der das Persönliche gedeiht, ist gleichsam dünner und schwerer atembar; ewig lockend bereit liegt das Kollektive mit seinem leichteren, müheloseren, verantwortungsärmeren Dasein. Kein Wunder daher, dass immer wieder Menschen und Strömungen sich einstellen, die die Erlösung von allem Erdenleid im Aufgeben des Individuellen suchen. (Ich erinnere nur an Schopenhauer und gewisse Richtungen der indischen Philosophie.)

Andererseits ist das Kollektive der Mutterboden, aus dem die Persönlichkeit nicht nur hervorstrebt, sondern fort und fort Kraft, Farbe und Lebenswärme ansaugt. Denn die Fähigkeit zum gemeinsamen Fühlen und Denken ermöglicht überhaupt erst Gebilde wie Ehe, Familie, Staat, ermöglicht das Verstehen von Mensch zu Mensch ohne viel Worte, spontan. Das Kollektive verbindet, das Individuelle trennt.

Das Kollektive ist also, um ein Bild zu gebrauchen, der uralte Quell, in den die Menschheit immer wieder hinuntertaucht, um sich zu verjüngen, zu erneuern, Kraft zu schöpfen für neue Leistungen.

Diesen zwiewertigen Charakter des Kollektiven müssen wir uns vor Augen halten. Es kommt aber noch etwas Drittes hinzu.

Während nämlich das Individuelle sich wesentlich auf den Bereich der bewussten seelischen Prozesse erstreckt und demgemäß einen nur schmalen Raum einnimmt, umfasst das Kollektive jenen phylogenetisch älteren, umfangreicheren Teil unseres Ich, der in den tieferen und tiefsten Schichten der Seele verankert ist, dort, wo die Vorgänge ohne unser Wissen und Zutun verlaufen. Daher sind im Kollektiven wurzelnde Prozesse wesentlich unbewusst und als solche der rationellen Erklärung und Beeinflussung nur wenig oder gar nicht zugänglich. Sie haben den Charakter von Naturphänomenen, und wie solche treten sie mit der Wucht und Plötzlichkeit elementarer Vorgänge auf, tragen auf den Schultern der geeinten Völkermassen die kühnsten Ideen zum Siege — und verheeren unter Umständen wie ein Lavastrom alles Lebendige, das sich ihrem Zuge entgegenstemmt.

Unter diesem Gesichtswinkel möchte ich den Krieg werten, nicht nach Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht. In ihm steigt

die Menschheit hinab zu den Urmüttern des Seins. Dass sie es tut, erlaubt den Schluss, dass es notwendig war. Die Kulturhypochonder mögen den Krieg einen Atavismus, einen Rückfall in die Barbarei nennen, vielleicht war es mehr ein Rückgreifen als ein Rückgleiten.

Gewiss bedeutete das Aufgehen in der Kollektivbegeisterung und im Kollektivhass für viele ein Ausweichen vor ihren schwersten innern Leistungen, und nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für die Staaten — für alle notabene! —; gewiss ist für viele das Sterben im Rausch entfesselter Leidenschaften, unter dem anfeuernden Zuruf der Kameraden leichter als die Mühsal angespannten Strebens durch Jahrzehnte fortgesetzt, — aber anderseits welch Erleben für viele! Welche Aufrüttelung aus dem kleinlichen Alltag dumpfen Kleinbürgerdaseins, wo mit Essen, Trinken, Kartenspielen der Kreis der Interessen geschlossen ist!

Und hat der Krieg alle niedrigen Instinkte mobilisiert und aktiviert und zu schauderhaften Greuelthaten geführt, so hat er die Opferfähigkeit der Menschen ausgelöst, Unterschiede des Standes, Alters, Geschlechts, der Rasse aufgehoben, mit unendlich viel Faulheit, Eigenliebe, Enge und Vorurteil aufgeräumt. Überhaupt werden die progressiv zu wertenden Spuren des Krieges bei allen Völkern unauslöschbar sein. Wir werden nicht als dieselben aus diesem rasenden Elementarerlebnis herauskommen. Das ist ausgeschlossen.

Immerhin: soweit wird man den Pessimisten recht geben müssen, dass der Krieg eine primitive Auseinandersetzung ist.¹⁾ Er bedeutet eine ungeheuerliche Vergeudung an materiellen und ideellen Gütern. Allein er ist eine Naturerscheinung, geboren aus den Tiefen der Menschenseele. Und in jenen Tiefen birgt der Mensch, birgt die Menschheit noch ein Chaos wild durcheinander wogender Mächte und Leidenschaften. Diesen Mächten wohnen Kräfte inne — zum Guten wie zum Bösen! zum Schöpferischen wie zum Zerstörenden. Denn denken wir daran: Ist der Zustand des Kollektiven ein primitiver, ein undifferenzierter, so heißt das: ein Zustand der Unentwickeltheit. Was lässt sich aus jenen Mächten der Tiefe noch schaffen und schöpfen und prägen! Nur wird es darauf ankommen,

¹⁾ Man lese darüber den Artikel von C. Widmer: „Ist der Krieg naturnotwendig?“ in Heft 12 vom 15. März 1916. (Red.)

sie beherrschen und lenken zu lernen, damit sie nicht wahllos, blind sich Ziele wählen, sondern wissend. Zu dem Zweck wird man sie kennen lernen müssen. So wird man sie verstehen lernen. Auf das Verstehen aber kommt es an, nicht auf das Werturteilen und Moralisieren. Nur so werden wir dazu kommen, aus diesem Kriege und seinem furchtbargroßen Erleben zu lernen: nämlich, dass die Menschheit einfach nicht so weit war wie wir vermeinten, und nicht nur die Menschheit, auch wir selber, jeder Einzelne. Wir alle bergen grad das in uns, was wir am anderen am meisten beschimpfen müssen.

Aber freilich wir bergen es in Tiefen, in die hinein- und hinab-zublicken uns graut. Was wir im Alltagsleben mit unserem inneren Auge beobachtend umspannen, ist jene schmale Zone individuellen Ichs, die als schwächtiger Aufbau über der breiten Tiefe unserer kollektiven Persönlichkeit tront.

Wem es an Mut gebricht, mag die Augen auch fürderhin geschlossen halten; er versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen. Wer aber bejahend zum Leben eingestellt ist und den Willen fühlt, aus den Trümmern eine neue Welt zu schaffen, eine angepasstere und höhere, dem wird es gehen wie dem Baume, mit dem Nietzsche den Menschen vergleicht: „Je mehr er hinauf in die Höhe und Helle will, um so stärker streben seine Wurzeln erdwärts, abwärts, ins Dunkle, Tiefe, — ins Böse.“

II.

Klar siehet, wer von Ferne sieht
und nebelhaft, wer Anteil nimmt.
LAO TSE.

Was ich im ersten Teil anzudeuten versuchte, war: dass der Krieg, obwohl von Menschen begonnen und geführt, doch nicht als Menschenwerk im engeren Sinne angesehen und beurteilt werden sollte. Vor allem, dass es eine eingeeengte Auffassung sei, ihn als das Werk einzelner Individuen oder Völker hinzustellen. Er wurzelt in Tiefen unserer Seele, in welchen individuelle Unterschiede — auch national-individuelle — aufgehoben, wo wir *alle* gleich sind: er wurzelt in uns allen. *Darum* können wir uns a priori nicht affektlos zu ihm einstellen; er drückt etwas aus, was in uns ist

und ermöglicht uns den Zugang zu einem breiten Teil unserer Einzel- wie Gesamtpersönlichkeit.

Es wäre nun die Frage zu diskutieren, warum der Krieg grade jetzt kam. Was bedeutet er als psychologisches Phänomen für unsere Zeit?

Die Frage führt in die Tiefe. Steigen wir hinab! Hinunter in die Zeit, da unsere Kultur begann. Wie ward Kultur? Insonderheit unsere, jetzt in Frage gestellte, romanisch-germanisch-slavisch-europäische Kultur?

* * *

Die Kultur der Mittelmeerländer begann, erst als sie einen gewissen Sättigungsgrad erreicht hatte, sich nach Mittel- und Nord-europa auszudehnen. Sie stieß dort auf Völker, die mehrere hundert Jahre „jünger“ waren, auf Völker, die im Vergleich zu der Verfeinerung und Vergeistigung, die in römisch-griechischen Ländern erreicht war, auf der Stufe von Naturvölkern standen, etwa unserer heutigen Primitiven, die wir gelegentlich als Wilde zu bezeichnen belieben. Wie diese waren jene unsere Ahnenvölker keine Wilde, sondern trieben Viehzucht, zum Teil sogar Ackerbau und etwas Gewerbe. Sie hatten eine rudimentäre politische Gliederung und eine ihrer Stufe entsprechende Kunst und Religion. Über ihre psychische Verfassung wissen wir wenig, aber das Wenige ergänzt durch Beobachtungen an heute lebenden, auf homologer Entwicklungsstufe stehenden Naturvölkern, erlaubt immerhin die Bildung gewisser Grundvorstellungen über die Mentalität jener Völker. Dabei lasse ich die intellektuelle Seite als weniger wichtig unberücksichtigt und stelle vornehmlich auf die affektiven Zustände ab. Und auch hier kann es sich nur um die Hervorhebung einzelner Züge handeln.

Am wichtigsten scheint mir am Affektleben der Primitiven: einmal die *Roheit und Primitivität des Trieblebens*, dann aber das *Explosionsartige in der Entladung der Affekte*.

Was Steinhausen über die innere Verfassung der alten Germanen sagt, gilt, da es sich um Züge einer bestimmten Kulturstufe handelt, ebenso von ihren keltischen Nachbarn im Westen wie von den slavischen im Osten. „Der Egoismus kennt noch keine Grenzen: weder der Raub noch der Mord eines persönlichen Feindes sind

entehrende Verbrechen. Das Töten von Greisen, Aussetzen von Kindern, Martern von Gefangenen, auch Menschenopfer finden sich fast überall.“ Steinhausen weist auch darauf hin, dass im *Beowulf* von einem Helden besonders gerühmt wird, dass er beim Gelage die Herdgenossen nicht erschlug. Man kann aus dieser Ausnahme schließen, welche Zügellosigkeit im Ausleben primitiver Triebe die Regel war, welche Szenen sich bei den Zechereien abgespielt haben mögen. — Wie weit man sich auch ohne Trunkenheit von seinen Trieben fortreißen ließ, geht z. B. aus jener bekannten Stelle in der *Germania* des Tacitus hervor: „In nüchternem Zustande, in geschäftlichem Ernst treiben sie das Würfelspiel mit solcher Tollkühnheit bei Gewinn und Verlust, dass sie, wenn alles hin ist, auf den allerletzten Wurf ihre Person und Freiheit setzten.“ Oder aus jener anderen im 25. Kapitel: „Dass ein Sklave gepeitscht, in Fesseln geworfen, mit Zwangsarbeit bestraft wird, ist ein seltener Fall. Häufiger kommt's vor, dass man einen tötet, nicht zur Strafe oder aus Strenge, sondern in der Hitze des Jähzorns, wie man einen Gegner erschlägt, nur dass er hier ungestraft blieb.“ — Nebenbei geht aus dieser Stelle hervor, dass die Menschen jener Zeit bei aller Roheit und Brutalität gutmütig sein konnten, solange ihre Affekte nicht entfesselt waren, ein Zug, den wir auch bei heutigen Primitiven antreffen. Es soll allerdings, nach Gregor von Tours, auch vorgekommen sein, dass Franken bei wüsten Gelagen Unfreie spasseshalber töteten. (Vgl. Lamprecht, *Einführung in das historische Denken*, S. 9.)

Die Unbeherrschtheit der Affekte, die weitgehende „emotionelle Inkontinenz“, die aus solchen Episoden spricht, hat durchaus nichts spezifisch nationales. Erinnern wir uns an die *Ilias*, wie die Helden ihre Affekte ungehemmt äußern, wie sie im Zorn oder Schmerz schreien, weinen, sich zu Boden werfen und die Haare raufen. Es sind eben noch Zeiten völliger Willkür der Lebensführung, Zeiten der Unstetigkeit und Unberechenbarkeit im Wollen. Cäsar hatte manchen seiner Siege über Gallier wie Germanen diesem Mangel an Stetigkeit zu danken. Es besteht noch keine innere Disziplinierung. „Germanen gehorchen keinem Befehl, keiner Leitung, sondern handeln durchaus nach ihrer Willkür“, schreibt Tacitus. Und im I. Band seiner *Deutschen Geschichte* berichtet Lamprecht eine Episode aus den Kriegen der Römer gegen die Sugambrier

unter M. Lollius: die Sugambrier brachten den Römern eine schwere Niederlage bei, nutzten aber die Lage so wenig aus, dass sie vielmehr nach kurzer Zeit, als Augustus selbst in Gallien eintraf, Geiseln stellten und um Frieden baten. „Dämonisch und plötzlich trat die ungeheuerere Entflammung kriegerischer Lebenskraft ein, um nach mächtigem Emporlodern in sich zu versinken“. (Lamprecht.)

Dass auf Kulturstufen, auf denen die Leidenschaften noch so elementar, ihre Äußerungen noch so ungezügelt und explosiv sind, von Sittlichkeit kaum die Rede sein kann, ist klar; von Konvention, Sitte gewiss; das sind aber grundverschiedene Dinge. Die Nationen lieben es, an ihren Ahnenvölkern die Reinheit, Sittlichkeit, Treue usw. zu loben. Das ist Ahnenkultus. Von den Slawen sagt der Chronist Helmold, sie seien von Natur „treulos and böseartig“, und die Germanen galten den Römern (mit deren Treue es übrigens nicht weit her war) als eine gens perfida. „Berüchtigt wegen ihrer Treulosigkeit waren nachmals die Franken, unter denen ein Charietto selbst die eigenen Volksgenossen im römischen Solde nachts überfiel.“ (Steinhausen.)

Zu diesen Völkern nun, jähzornig, rauh, oft grausam und hart, unverbraucht an Trieben zum Leben, Kämpfen, Genießen, dem Tode abgeneigt, aber auch jedem andern Opfer, jeder Selbstbeschränkung abhold; stolz, herrisch, herrschsüchtig und hochfahrend, den Schwachen verachtend, das Mitleid verabscheuend, Barmherzigkeit weder heischend noch gewährend, zu diesen Völkern, bei denen Kranke und Alte nicht waren, sondern die Mehrzahl aus kraftvollen Individuen bestand, zu ihnen kam Rom. Rom, gesättigt mit Luxus, organisiert und gestrafft durch einen jahrhundertlang getätigten Weltherrscherwillen, vollgesogen vom Glanz griechisch-orientalischer Geistesrichtung, Rom auf der Höhe seiner Macht und doch schon vom Strahl seiner Untergangsroße geheimnisvoll berührt Und die Barbaren? Rückhaltlos erlagen die Sieger dem Zauber der höheren, erfahrenen, durch das Leid ausgekosteter Genüsse wissend gewordenen Geistigkeit.

Nicht auf einmal, natürlich; nicht gleichzeitig. Durch mancherlei Kanäle sog das Neue sich ein in die Barbarenherzen, die naive Einheitlichkeit des Menschen mit sich selber vergiftend und versehrend. Kaufleute, Legionäre, heimkehrende Reisläufer brachten erst nach Gallien, später nach Britannien und Germanien Kunde

von neuen Göttern, neuen Bräuchen, neuen Lebensmöglichkeiten. Römische und keltische Priester folgten und erzählten von einem Gott, dessen Heldentum im Leiden und Dulden lag, der sich freiwillig den Häschern zu schmachvollstem Tode anbot, ein Gott, nicht aus dem Geschlecht der Götter, wie Chlodwig höhnisch bemerkte, sondern von sterblichen niedrigen Menschen im Stalle geboren. Dem stolzen, hochfahrenden Naturmenschen predigten sie Demut und Überwindung der natürlichen Triebe, predigten und übten Barmherzigkeit und Mitleid, verboten die Rache, ja sie behaupteten, man müsse den Feind geradezu lieben, statt ihn, wie bisher, zu töten; töten dürfe man überhaupt nicht, nicht einmal seinen Sklaven. Sie lehrten, dass Arbeit nichts Schimpfliches sei, gut genug für Frauen und Sklaven, sondern ehrenbringender als Krieg und Schlachtenruhm, und begannen selber zu pflügen, zu säen, begannen die Menschen zu langfristigen wirtschaftlichen Erwägungen zu erziehen. Kurz: das, was in Jahrhunderten organischen Werdens als Niederschlag der höchsten Kulturen im Orient, Hellas und Italien entstanden war, wurde unvermittelt, fast plötzlich urwüchsigen Naturvölkern aufgepfropft. Eine ganz fremde Art zu denken und zu fühlen wurde ihnen nahe gebracht, ein affektiver Umschwung sonder gleichen ihnen zugemutet. Und nicht von dem ersten besten lästigen Wanderredner, sondern von klugen, abgeklärten Menschen, die als Träger einer fein ausgebauten, straff organisierten Institution, die über Macht und Mittel verfügte, sicher und anpassungsfähig auftraten.

Was war die Folge? Es ist wohl klar, dass man das gänzlich Neue nicht aufnehmen konnte, nicht eigentlich innerlich annehmen. Aber man konnte sich ihm auch nicht entziehen. Offenbar war in jenen Barbarengemütern eine gewisse Veranlagung, die ihnen den ahnungsmäßigen Zugang zu dem Sublimen der christlichen Lehren ermöglichte, sonst hätten sie das Unorganische abgewiesen, aber eine glatte Assimilation war unmöglich. Hingegen ist die Art, wie sie das nahezu Unfassbare sich anzueignen suchten, bemerkenswert und psychologisch aufschlussreich.

(Schluss folgt.)

ZÜRICH

HERBERT OCZERET



IM FRÜHLING

Von KARL SAX

Den Schmerz der Liebe hast du mir aufgebrochen,
Wie die Pflugschar die still wartende Erde bricht.
Die lockere Erde liegt offen
Dem Tau in der Nacht und am Tag dem goldenen Licht,
Und Blüten leuchten, Früchte brechen aus ihrem Grund —

Im still ruhenden Feld meiner Liebe
Gräbt deine ehern blinkende Seele.

Werden aus meiner Liebe Blumen leuchten und Früchte brechen?
Oder gräbst du nicht tief?
Oder erlahmt dir die Kraft?
Oder war es ein Irrtum?

Der Frühling naht, meine Geliebte!
Schon taste ich nach Gesang und Duft seiner Blumen —

Um deine Liebe wird mir bang.
Auch die Erde bangt
Um das Erwachen der Liebe!

* * *

Ich sah die ersten Blüten, Geliebte!
Da dachte ich an dich!
Um die Krone eines Kirschbaums
Schimmerte ihr weisser Glanz!

Im tiefblauen Himmel stand er mitten drin.
Da ward mir, Geliebte,
Als wäre ich selbst ein Kirschbaum im Blütenschnee
Und stünde mitten im blauen Himmel,
Und ich sah dich knien
Vor dem unberührten
Schimmernden Glanz
Meiner Liebe!